

16. Juli 1915

itung.

1915
16. Juli**Mittelstands- und Bürgerküchen.**

Berlin, das billig essen will und billig essen muß. Seitdem der Krieg uns regiert, hat sich ihre Zahl ins Ungemessene vermehrt. Und man kann sich in Berlin für 40 Pfennige mittags sättigen. Was es mehr kostet ist nur das freimütige Bekenntnis vor Verwandten und Bekannten, daß die Preise in den „guten“ Gastwirtschaften dem scharf Rechnenden zu hoch sind. Hat man sich von unterschiedlichen Standesvorurteilen und gesellschaftlichen Selbststeuungen gelassen, aber bestimmt losgelöst, so tritt man zur Mittagstunde mit der gleichen Unbefangenheit in eine Volksküche wie in den Teerraum eines „erstklassigen“ Hotels. Der Selbstwert des Menschen einschließlich gut anerzogener Tischgewohnheiten wird nicht von der Zahl der Gänge und der Höhe des gezahlten Preises bestimmt.

Vor Jahren dachten sich „besser gestellte Leute“ unter einer „Volksküche“ eine Schenke niedrigster Art, in der Arbeitslose, städtische Arme, Verbrecher und Pennbrüder gegen ein paar Pfennige Kaffee und Suppe bekämen. So war es auch früher nicht. Ich wenigstens habe auf sozialen Entdeckungsfahrten, die ein Jahrzehnt zurückliegen, in den Volksküchen mit verschwindenden Ausnahmen nur ehrliche, unscheinbare, stille Menschen gefunden, die eben in augenblicklicher Not auf die billigste Ernährung angewiesen waren. Jetzt aber ist es auch äußerlich ganz anders geworden. Und gar seit einem Jahr, seit Kriegsausbruch, gibt es in Berlin von West nach Ost eine Reihe von Volksküchen, in denen Angehörige aller Stände beieinander sitzen. Man nennt sie jetzt „Mittelstandsküchen“ und „Bürgerküchen“, das ändert aber an der Sache nichts. Und man wundert sich nur, daß Vorurteil und kindische „Wertschätzungen“ noch immer sprachlich und begrifflich ein „Volk“ erster und ein „Volk“ zweiter Güte konstruiert, ein Volk, von dessen Lob und Ruhm alle Mäuler überfließen, das als Allgemeinheit Wunder der Selbstzucht und Selbstordnung, der kriegerischen und der friedlichen Tat vollbringt, und ein „Volk“, von dem sich tipp-topp gekleidete Hohlköpfe auch innerlich geschieden glauben, weil es weniger besitzt und geringerer Bildungsmöglichkeiten sich erfreut.

„Unterschiede“ machen freilich auch noch immer die „Mittelstands- und Bürgerküchen“ des „Vereins für Kinder- und Volksküchen, Berlin“ (Vorstand: Hermann Abraham). Vielleicht läßt sich das nicht vermeiden, da die verschiedene Färbung der Bevölkerung in den einzelnen Stadtteilen Groß-Berlins immer bestimmter und sichtbarer geworden ist. In den breitstraßigen und blumengeschmückten westlichen Vierteln sind auch die Tische der „Mittelstandsküchen“ sauber gedeckt und mit einem Blumentopf geziert, die Räume groß, hoch, lustig, die Möbel bequem und gefällig. Aber über das Zentrum zum Osten werden die Zimmer enger oder winziger, der Schmuck verschwindet. Hier heißen die Küchen auch „Bürgerküchen“. (Diese peinliche Trennung, sogar im Namen: „Mittelstandsküchen“ — „Bürgerküchen“ ist sinnlos und überflüssig. Gehört der „Mittelstand“ nicht zum „Bürgertum“? Oder ist es wirklich noch nicht überall bekannt, daß es in Preußen und im Reich staatlich überhaupt nur „Bürger“ gibt, vom Arbeiter bis zum Adligen?) Im Westen speisen Beamte, Lehrerinnen, das ewig geldlose Geschlecht der Maler, Schriftsteller und Künstler, Studenten und Kaufleute für 40 Pfennig. Von der Potsdamer Straße bis zum Spittelmarkt bilden die weiblichen Angestellten der Geschäfte den wesentlichsten Teil der Besucher, von da an beherrscht der Arbeiter das Feld. Was alle diese sozialen Gruppen vor Schüssel und Teller gleichmacht, ist der gleiche Preis, für den man speist: eine Suppe, ein Gericht. Man ist nahrhaft und — mit Rücksicht auf den geringen Preis — auch schmacht in diesen Küchen. Ich habe die Vorratsräume und die Zubereitungsstellen gesehen. Es erscheint einleuchtend, daß nur durch zweckmäßiges Einlaufen und vor allem durch den Massenverbrauch der achtundsechzig